

# Morgenländische Sprachen und die europäische Grammatiktradition<sup>1</sup>

Von HOLGER GZELLA (Leiden)

Seit der Klassischen Antike behauptet die Frage nach dem Verhältnis von Europa und dem Orient ihren festen Platz in der westlichen Kulturgeschichte. Bereits das schöne, nun fast vergessene deutsche Wort „Morgenland“ beschwört aus der Tiefe Erinnerungen herauf, die etwas vom Reichtum dieser Wechselbeziehungen erahnen lassen. Freilich konnte nicht einmal die schwärmerische Orientbegeisterung der Romantiker verhindern, daß die abendländische Wissenschaft bis heute im allgemeinen fremde gesellschaftliche oder religiöse Verhältnisse mit Hilfe der ihr eigenen Denkformen zu verstehen sucht und daher noch immer von Gesetzbüchern und Liturgien spricht, von Gilden und von Klöstern. Weithin unbeachtet blieb dabei allerdings, daß europäische Kategorien auch die Beschreibung der von diesen alten orientalischen Kulturen getragenen Sprachen und ihrer grammatischen Strukturen umklammern. Es sind aber gerade diese begrifflichen Fesseln, die das Wesen ihrer Gegenstände durch unangebrachte Vergleiche verschleiern. Eine überzeugende grammatische Terminologie hingegen muß heute drei Kriterien genügen: Sie muß erstens den einzelsprachlichen Verhältnissen entsprechen, zweitens der geschichtlichen Wirklichkeit, drittens sprachübergreifenden Tendenzen.

Diese Kriterien sind nicht vom Himmel gefallen. Die ersten europäischen Orientalisten der Frühen Neuzeit griffen auf die Fachausdrücke der Araber und der Hebräer zurück, die nach den Syrern eigene philologische Traditionen entwickelt hatten. Bei Formen und Wortklassen, die im Lateinischen Entsprechungen besaßen, wie Imperativ, Infinitiv, Partizip und Genus, wurden die durch die Römer vermittelten antiken grammatischen Termini, Kategorien und Systeme übernommen,<sup>2</sup> sonst die einheimischen Benennungen beibehalten. Bereits hier

---

<sup>1</sup> Heidelberger Antrittsvorlesung, gehalten am 10. November 2004.

<sup>2</sup> Zur ihren Ursprüngen in der stoischen Philosophie vgl. Frede 1987.

entstanden Unschärfen: der Imperativ etwa ist im Semitischen genauso wenig eine reine Befehlsform wie im Lateinischen oder Griechischen, der Infinitiv bezeichnet einzelsprachlich ebenso heterogene Gebilde wie im Indogermanischen, das Partizip wird in manchen semitischen Sprachen wie ein finites Verb gebraucht und der Genusunterschied zwischen Maskulinum und Femininum hat mit dem biologischen Geschlecht (Sexus) oft sehr wenig zu tun – denn was sollte unter anderem die paarweise vorhandenen Körperteile, in der ganzen Semitica feminin, mit Weiblichkeit verbinden?

Pedro de Alcalá, der den Höhepunkt und Abschluß der vom Missionsgedanken beseelten mittelalterlichen Arabistik<sup>3</sup> bedeutet, stellte in seiner 1505 erschienenen *Arte para ligera mente saber la lengua araviga* mit dem Dialekt von Granada als erster eine arabische Varietät nach dem Vorbild der abendländischen Grammatik dar. Dabei ging er in der Gleichsetzung der Kategorien so weit, daß er beispielsweise, genau wie noch einige spätere Hebraisten, eine Deklination mit sechs Kasus aufstellte, aber bei der Konjugation keinen (für das Semitische charakteristischen) Genusunterschied in der zweiten und dritten Person machte.<sup>4</sup> Wer darüber lacht, vergißt, daß die immer noch übliche Bezeichnung *dativus ethicus* für einen bestimmten Präpositionalgebrauch denselben Geist atmet, denn eine morphologische Kategorie des Dativs hat es beim semitischen Nomen ja niemals gegeben. Ebenso ist die seither verbindliche Reihenfolge Nominativ, Genitiv, Akkusativ in der Kasusdimension einfach *per analogiam* auf das Semitische übertragen worden. Nur im Griechischen erscheint sie sinnvoll, weil der dort um ablativische Funktionen erweiterte Genitiv als Kasus des Bewegungsursprungs dem Akkusativ als Bezeichnung des Ziels vorausgeht.<sup>5</sup> Hingegen hat der semitische Genitiv niemals eine solche ablativische Funktion: diese Anordnung ergibt hier also einfach keinen Sinn. Enger an die Nationalgrammatiker hielten sich Johannes Reuchlin mit *De rudimentis Hebraicis* aus dem Jahre 1506, der Gründungsurkunde der Hebraistik, und Guillaume Postel, der um 1540 mit seiner noch unbefriedigenden *Grammatica Arabica* die Beschreibung des Klassisch-Arabischen inaugurierte.<sup>6</sup>

<sup>3</sup> Dazu Fück 1955: 3-29.

<sup>4</sup> Ebd. 29-34.

<sup>5</sup> Wackernagel <sup>2</sup>1926: 17-18.

<sup>6</sup> Fück 1955: 36-44; Bobzin 1990.

Im Vordergrund all dieser Bemühungen stand nicht die systematische Durchdringung linguistischer Strukturen, sondern die, wie man jetzt sagen würde, synchrone Beschreibung zum Zwecke praktischer Aneignung im Dienste des Bibeltextes und seiner orientalischen Übersetzungen. Denn das Hebräische galt – übrigens bis weit in die Aufklärung hinein – allgemein als Ursprache der Menschheit, aus der alle anderen Idiome hervorgegangen seien. Deshalb ließ die intuitiv bald erfaßte Nähe der übrigen Semitica zum Hebräischen darauf schließen, daß jene sich noch nicht allzuweit von diesem fortentwickelt habe und es folglich unmittelbar erhellen könne. Das Syrische, bis heute eher ein Stiefkind der Semitistik, war am Anfang des 16. Jahrhunderts noch fast ganz unbekannt. Doch infolge der römischen Unionsbestrebungen mit den Orientalischen Kirchen beanspruchte es nach wenigen Jahrzehnten auch aus praktischen Gründen einen festen Platz im semitistischen Kanon.<sup>7</sup> Vor allem in Heidelberg, der Wirkungsstätte Sebastian Münsters, erblühte die neue Wissenschaft.

Die lateinischen und damit internationalen Grundbegriffe der Wortarten, die diese Zeit in die semitische Grammatikschreibung eingeführt hat, bewähren sich vor allem deshalb im Alltag, weil der ursprüngliche Sinn meist nicht mehr daran hängt. Aber nicht immer sind Termini so harmlos. Denn wegen der Abhängigkeit von der arabischen Nationalgrammatik beherrscht noch heute deren wichtigstes Dogma die landläufige Vorstellung vom semitischen Sprachbau: Die Araber gingen davon aus, daß den etymologisch zusammengehörigen Wörtern eine Verbindung dreier Konsonanten gemeinsam sei, die jüdische Grammatiker „Wurzel“ nannten, in lateinischer Übersetzung: *radix*; so spricht die Semitistik von „Wurzelkonsonanten“ (präziser wäre: „Wurzellaute“) oder „Radikalen“. Mit diesem Konzept eines charakteristischen Dreikonsonantismus wird jeder konfrontiert, der irgendeine semitische Sprache lernt; es hat auch die Kategorien der Formenlehre geprägt. Ganz deutlich zeigt sich das an der üblichen Einteilung der Verba mit Besonderheiten in der Flexion. Denn je nach Position und Art des Lautes, der die Abweichung vom regelmäßigen Schema bewirkt, etwa bei einem Kehllaut (Laryngal), fällt eine Verbalwurzel in die Klasse *primæ* (Iae), *mediæ* (IIae) oder *tertiæ* (IIIae) *laryngalis*. Übrigens heißen die unregelmäßigen Verba im Semitischen „schwach“,

---

<sup>7</sup> Siehe Strothmann 1971.

wobei derselbe Begriff im Indogermanischen seit Grimms *Deutscher Grammatik* (zuerst 1819) die regelmäßigen bezeichnet.

Tatsächlich liegt damit aber ein idealisiertes Modell zugrunde, das durchaus nicht für „das“ Semitische an sich gilt. Auf die vierkonsonantigen Verba etwa des Aramäischen wäre es zwar ohne größere Hindernisse übertragbar, indem man statt *tertiæ radicalis* besser *ultimæ* sagt.<sup>8</sup> Viel schwerer wiegt jedoch, daß so die Frage nach dem Ursprung der einzelsprachlich essentiell zweikonsonantigen Wurzeln bereits *a priori* entschieden scheint. Bis in die Gegenwart erregt ja das sogenannte „Biradikalismus-Problem“ die Gemüter. Einige klassische, immer noch gern benutzte Handbücher sowie neuere Referenzgrammatiken haben einerseits der vorausgesetzten Dreiradikalität ein historisches Fundament zu verleihen gesucht, indem sie die synchron zweikonsonantigen Wurzeln auf dreikonsonantige Vorstufen zurückführen.<sup>9</sup> Mit anderen Mitteln kommt auch Rainer Voigt zu ähnlichen Ergebnissen.<sup>10</sup>

Manche haben aber gerade in der Sprachgeschichte mannigfache Ansatzpunkte für eine Kritik des durchgehenden Dreikonsonantismus gefunden. Einmal scheinen nämlich Verben, die bestimmte urtümliche Formen wie den Imperativ nur von einer zweikonsonantigen Basis bilden, auch auf eine zweikonsonantige Wurzel zurückzugehen. Diese könnte erst später zu einer dreikonsonantigen erweitert worden sein, ebenso wie die ursprünglich mit /w/ anlautenden Verba. Darauf weisen auch einzelsprachliche Variationen hin; das Verb „geben“, *yatana* (mit dem bekannten Lautwandel /w/ > /y/), Imperativ *tin*, hat sich in dieser Gestalt in einem älteren Typ des kanaänischen Sprachzweiges erhalten, den das Ugaritische und das Phönizische repräsentieren. Statt dessen lautet es im typologisch jüngeren Hebräisch *nātan*, mit anlautendem /n/, ähnlich wie im Akkadischen, doch entgegen der immerhin deutlichen Tendenz, daß grundsprachliche Wurzeln im allgemeinen nicht zweimal denselben Konsonanten haben. Einen weiteren Beweis sollen die Infinitive solcher Verben liefern, die auf eine andere Weise,

<sup>8</sup> So schon Littmann 1930: 450.

<sup>9</sup> Am konsequentesten bei Brockelmann 1908: §§265-282; ebenso, um nur ein einziges modernes Beispiel zu nennen, Tropper 2000: 199.641-643, der zu allem Überfluß die Langvokale bei „hohlen Wurzeln“ als Kontraktionsvokale markiert und damit ohne jede Notwendigkeit eine diachrone Theorie in die synchrone Deskription trägt!

<sup>10</sup> Voigt 1988: 47-97.

aber offenbar gleichfalls sekundär, dem Streben nach Dreikonsonantigkeit nachgegeben haben: sie werden durch feminine Verbalnomina ersetzt (so die korrekte grammatische Beschreibung) und mit dem /-t/ der Endung um einen weiteren Konsonanten ergänzt, also ugaritisch *šī<sup>2</sup>atu* von *yaša<sup>2</sup>a* „hinausgehen“, hebräisch *šēt* von *yāšā*.<sup>11</sup>

Die Verba mit /n/ als erstem Radikal sowie \**laqaḥa* „nehmen“ bilden ebenfalls meist einen Imperativ auf der Basis des zweiten und dritten Radikals aus,<sup>12</sup> beispielsweise ugaritisch /naša<sup>3</sup>a/ „aufheben, tragen“: „Imperfekt“ /yišša<sup>3</sup>u/, Imperativ /ša<sup>3</sup>/. Nach einer verbreiteten Theorie handelt es sich bei den meisten von ihnen um sekundär durch ein anlautendes /n/ ergänzte, einstmals zweikonsonantige Wurzeln, deren Basis in der Mehrzahl der Fälle lautmalerisch sei.<sup>13</sup> Die gerade im Elementarunterricht verbreitete Rede vom „Ausfall des ersten Wurzelkonsonanten“ bei all diesen Formen weckt also schon zu Anfang ganz bestimmte Vorstellungen von einer in Wirklichkeit umstrittenen Entwicklung. Nur mit einem phonetischen Grund, nämlich Assimilation des /l/ wie bei *slq* (falls es sich um eine echte Assimilation handelt und nicht um eine andere Suppletivwurzel) und <sup>2</sup>l im Aramäischen, läßt sich hingegen das Verhalten von \**laqaḥa* „nehmen“ erklären. Die geradezu gebetsmühlenhaft wiederholte Erklärung der semitischen Schulgrammatik, daß dieses Verb formal an sein semantisches Gegenstück *nātan* „geben“ mit assimilierendem /n/ im Wurzelanlaut angeglichen worden sei, muß statt dessen falsch sein. Denn, wie gezeigt, beginnt das Wort für „geben“ im typologisch älteren Ugaritischen und Phönizischen ja nicht mit /n/, sondern mit /y/ (< /w/), obschon dort das Verb /laqaḥa/ ebenfalls einen zweikonsonantigen Imperativ /qaḥ/ ausbildet.

Zum anderen kennt die semitische Morphologie Verbalwurzeln, bei denen einzelsprachlich in der Mitte oder am Ende in vielen Formen ein Langvokal erscheint, wie arabisch *qāma* „aufstehen“ oder *banā* „bauen“. Wiederum erforderte ein dreikonsonantiger Urzustand für beide

<sup>11</sup> Hier hat sich im Hebräischen noch die alte Femininendung /-t/ erhalten, obwohl sie im *status absolutus* sonst aus \*/-at/ üblicherweise zu /-ā/ geworden ist.

<sup>12</sup> Fast durchgehend anders verhalten sich das Südsemitische und die hebräischen Verben mit /o/ als zweitem Vokal (*nəṣor* „bewache!“).

<sup>13</sup> Vgl. von Soden <sup>3</sup>1995: §102b (diese These geht auf Benno Landsberger zurück).

Gruppen unterschiedslos grundsprachliche Formen wie \**qawama* oder \**banaya*;<sup>14</sup> mit Hilfe scharfsinniger Lautgesetze wären die belegten Formen daraus abzuleiten. Nun zeigt aber die reine konsonantische Schreibpraxis des Ugaritischen und des ältesten Phönizisch, die solche archaischen Formen noch bewahrt haben, daß nur die zweite Gruppe eindeutig zumindest auch Verba mit einem konsonantischen /w/ oder /y/ als letztem Radikal enthielt.<sup>15</sup> Denn Schreibungen wie *atwt* oder *'ly* weisen unmißverständlich auf Formen wie /<sup>ʔ</sup>atawat/ „sie kam“ oder /<sup>ʔ</sup>alaya/ „er stieg hinauf“ (im späteren Phönizisch: *'l f'alō*). Die aus einer triradikalistischen Perspektive so bezeichneten „hohlen Wurzeln“ wie *qāma* werden in diesen und anderen Sprachen jedoch niemals dreikonsonantig geschrieben. Alternativ zur Hypothese eines ursprünglichen Dreikonsonantismus könnte das als Argument dafür dienen, daß solche Wurzeln immer schon nur aus zwei Konsonanten mit einem langen Vokal dazwischen bestanden haben, wie die „Imperfekt“-Basis nach dem Muster /-qūm-/ als wohl ältestes Verbalelement zu belegen scheint. Eine Rückführung auf konsonantisch empfundene Nomina wie *qawm*<sup>un</sup> „das Stehen“<sup>16</sup> gelänge natürlich nur, wenn diese ungeachtet ihrer abstrakten, von einem konkreten Verbalbegriff abgeleiteten Bedeutung älter wären. Hier beißt sich die Katze in den Schwanz.

Allein mit Blick auf ein dreikonsonantiges Schema konnten die arabischen Grammatiker auch für Wurzeln wie *radda* „zurückgeben“ einen verdoppelten mittleren Konsonanten ansetzen, was die ersten europäischen Arabisten mit *mediæ geminatae* übersetzten. Doch geht diese Bezeichnung an der phonetischen Realität vorbei. Denn der zweite Radikal ist in solchen Fällen nicht verdoppelt, was im Beispiel *radāda* lauten müßte, sondern gelangt. Es handelt sich also gar nicht um eine Doppelkonsonanz, sondern, wie Bauer und Leander schon 1922 erkannt hatten,<sup>17</sup> um einen einzigen lang artikulierten Konsonanten. So ließe sich ferner erklären, daß das Klassisch-Arabische einen Langvokal vor einer Doppelkonsonanz nicht duldet, wohl aber vor einem Langkonsonanten, beispielsweise beim Partizip *rāddun*. Dop-

<sup>14</sup> Gray 1934: §§417-421.

<sup>15</sup> Vgl. auch Moscati (Hrsg.) 1964: §16.121.

<sup>16</sup> Brockelmann 1908: §270Ac; ders. <sup>14</sup>1960: §42c.

<sup>17</sup> Bauer/Leander 1922: 427; vgl. Beyer 1969: 61.

pelkonsonant und Langkonsonant sind mithin nicht identisch.<sup>18</sup> Hingegen wird eine Silbenstruktur, bei der ein Langkonsonant auf einen einfachen Konsonanten folgt, durch einen Sproßvokal aufgesprengt. Das „Imperfekt“ des Verbs *radda* mit vokalisch anlautender Endung, nämlich *yaruddu*, ginge dann auf ein theoretisches *\*yarddu* zurück, während bei konsonantisch anlautenden Endungen oder Vokallosgkeit im Silbenschuß der Sproßvokal den Langkonsonanten der Wurzel teilt, um die phonetisch unzulässige überlange Silbe zu spalten, und das Paradigma so dem regelmäßigen Verbum angleicht (*radadnā* aus *\*raddnā* im „Perfekt“ und wahlweise *yardud* im „Apokopat“). Dem entspricht auch die ugaritische Konsonantenschreibung aus dem zweiten vorchristlichen Jahrtausend.

Insgesamt entbindet diese Sehweise von vielen komplizierten zusätzlichen Hypothesen wie Kontraktion und haplogische Silbenellipse (also *yaruddu* aus *\*yardudu*, *radda* aus *\*radada*), die Triradikalisten wie Carl Brockelmann und andere benötigen, um die belegten arabischen Formen auf ein dreikonsonantiges Modell zurückzuführen.<sup>19</sup>

Dagegen ließe sich die meist regelmäßige Flexion solcher Verben im Akkadischen<sup>20</sup> und im Altäthiopischen als sekundäre Angleichung erklären. Denn selbst das Akkadische hat ja nicht zwangsläufig immer eine ältere Sprachstufe bewahrt. Es darf also, obwohl am Beginn der Textüberlieferung stehend, keineswegs von vornherein einfach mit dem Ursemitischen gleichgesetzt werden. Die in der Semitistik eher unübliche Annahme eines Langkonsonanten bei diesem Verbtyp leistet aber noch mehr. Sie kann zudem nachvollziehbar machen, warum das eine Paradigma, nämlich das der „hohlen Wurzeln“, Formen mit einem mittleren Langvokal ausbildet, das andere jedoch Formen mit einem gelängten und dann auch verdoppelten Konsonanten. Die trotz einzelnsprachlicher Überlappungen doch im wesentlichen strikte Trennung

---

<sup>18</sup> Pace Brockelmann 1908: §272Ab, der meint, daß „die beiden übereinstimmenden Radikale ebenso behandelt werden, wie sonst zwei zusammenstoßende ähnliche Laute“.

<sup>19</sup> Brockelmann <sup>14</sup>1960: §41c. Ähnlich Fleisch 1956.

<sup>20</sup> Doch vgl. die Variation in der 3.m.sg. des akkadischen Stativs: *dān*, aber *laziz*.

wäre an Hand eines simplen Bikonsonantismus, der ein ursprüngliches \**qum* und \**rud* strukturell gleichsetzt, nicht zu erklären.<sup>21</sup>

Eine *relecture* desselben Problems im Lichte differenzierterer Zugänge zeigt also, daß keine einheitliche Deutung der Verbalwurzel die semitischen Sprachstrukturen widerspruchsfrei beschreibt. Der geschichtliche Befund weist eher auf das Streben einer Vielfalt an Wurzeln und Bildungen zur Dreiradikalität hin statt von ihr weg. Geradezu unerhört spannend ist es aber, aus einem wissenschaftstheoretischen Blickwinkel danach zu fragen, was in dieser Diskussion eigentlich passiert; darin lag schließlich der Sinn der ganzen Details: Ein mittelalterliches Modell zur Beschreibung des morphologischen Bauplans einer Sprache wurde mit der Zeit seinem ursprünglichen Zusammenhang entnommen und in einen vollkommen anderen verpflanzt. Unter Beibehaltung derselben Terminologie dient es mittlerweile der Rekonstruktion sprachgeschichtlicher Entwicklungen. Die Perspektive hat sich also von der synchronen zur diachronen verschoben, ohne daß eine Änderung in der verwendeten Ausdrucksweise eingetreten wäre. Bei allem Wandel der konzeptuellen Voraussetzungen infolge neuer Fragehorizonte riß die Verbindung mit dem überkommenen Begriffsrahmen doch nicht ab, weil auch methodisch gänzlich anders arbeitende Forscher den Vorstellungen ihrer Vorgänger zutiefst verbunden blieben. Ein Wechsel des wissenschaftlichen Paradigmas zieht mithin keineswegs von selbst eine Inkommensurabilität überkommener Begriffe und neuer Theorien nach sich.

Es lohnt den Versuch, diesen zunächst recht überraschenden Gedanken im Hinterkopf zu behalten und mit einem beherzten Sprung zurück den Faden der Philologiegeschichte, der zu dem neuzeitlichen Diskussionsstand führt, nun wieder aufzunehmen. Zunächst hat sich die Tradition der westlichen Orientgrammatik im 17. und 18. Jahrhundert konsolidiert – eine Entwicklung, die untrennbar mit der Entstehung tragfähiger institutioneller sowie materieller Rahmenbedingungen zusammenhängt: Lehrstühle wurden gegründet, Handschriften gesammelt, Drucktypen entworfen.<sup>22</sup> Auf methodisch durchdachtere

<sup>21</sup> Gray 1934: §§409-413 und Moscati (Hrsg.) 1964: §§16.122-16.127 etwa gehen gar nicht auf diesen Umstand ein. Mit Recht weist schon Brockelmann 1908: §272Aa auf die daraus entstehende Aporie hin, läßt sich aber zu einer falschen Erklärung hinreißen.

<sup>22</sup> Mit Recht akzentuiert von Bobzin 1992: 155-166.

Fundamente stellten der Scaliger-Schüler Thomas Erpenius (1584-1624)<sup>23</sup> in Leiden das Arabische (auf ihn geht der Begriff „Nunation“ zurück) und Johannes Buxtorf d.Ä. (1564-1629)<sup>24</sup> in Basel das Hebräische. Die Terminologie ihrer und anderer Grammatiken oszillierte weiterhin, je nach Möglichkeit, zwischen genuin griechisch-römischen und, bei Eigentümlichkeiten vor allem der Laut- und Formenlehre, latinisierten semitischen Fachbegriffen wie *dagesh euphonicum* oder *nun paragomicum*.

Wichtige Fortschritte konnte in der Folgezeit die Didaktik erzielen und so die orientalischen Studien weiter verbreiten. Einen Meilenstein stellt dabei unter anderem das 1623 erschienene *Horologium Hebræum* des Tübinger Universalgelehrten Wilhelm Schickard (1592-1635) dar: eine Art „Hebräisch in 24 Stunden“ mit knapper, doch eingängiger Darstellung des Stoffes.<sup>25</sup> Erst nach und nach verschwanden daraufhin die überzogensten formalen Angleichungen an den lateinischen Sprachbau, wie das schon erwähnte, zuerst von Pedro de Alcalá 1505 aufgestellte Postulat eines sechsstufigen Kasussystems. Langsam rückte mit dem Äthiopischen<sup>26</sup> eine weitere Hochsprache einstweilen immerhin *secundo loco* in den Blick. Sie erfuhr ihre erste Pflege anhand der schon vorgezeichneten Linien, vervollständigte aber den bis ins frühe 20. Jahrhundert normativen Kanon; auch eine nicht-semitische orientalische Sprache wie das Koptische entging den Polyhistoren des Barock keineswegs.<sup>27</sup> Ebenfalls in den Anfang des 17. Jahrhunderts fällt die Begründung der semitischen Epigraphik: Gelehrte begannen, zunächst die verstreut im Römischen Reich gefundenen palmyrenisch-aramäischen Inschriften zu sammeln und zu entziffern.<sup>28</sup> Jan Gruter (1560-1627) und Pietro della Valle (1586-1652) machten beide im Jahre 1616 die ersten zwei Texte zugänglich. Doch die Materialgrundlage blieb für einen ernsthaften Erkenntniszuwachs geraume Zeit zu schmal; so verging beispielsweise mehr als ein Jahrhundert, bis 1735 endlich eine phönizische Bilingue publiziert wurde.

<sup>23</sup> Fück 1955: 59-73.

<sup>24</sup> Zu ihm siehe jetzt Burnett 1996.

<sup>25</sup> Ausführliche Würdigung bei Müller 1978: 67-74.

<sup>26</sup> Bobzin 1994.

<sup>27</sup> Emmel 2004.

<sup>28</sup> Lidzbarski 1898: 89-110.

Alle verfügbaren Hilfsmittel wußten sich natürlich unverändert der humanistischen *philologia sacra* verpflichtet, die sich vom – durchaus auch auf aktive Sprachbeherrschung ausgerichteten – Studium der Orientalia ein besseres Verständnis des Bibeltextes versprach: Es war die Blüte der großen Polyglottenausgaben, der „harmonisierenden“ Grammatiken, der vielsprachigen Lexika<sup>29</sup> und nicht zuletzt der enzyklopädischen Realienkunde. Zwar konnte im 18. Jahrhundert Lessings Freund Johann Jacob Reiske (1716-1774)<sup>30</sup> *privatim* einer selbständigen, sekulären Arabistik die Bahn brach. Selber ein ebenso vorzüglicher Græcist, der in den Apparaten klassischer und byzantinischer Schriftsteller viele unvergängliche Spuren hinterlassen hat, wandte sich dieser geniale Einzelgänger aber eher dem Studium von Handschriften und der islamischen Geschichte zu als der Grammatik. Von ihr mag ihn die voraufklärerische Theologisierung der Sprachwissenschaft abgeschreckt haben: Für neue analytische Zugänge schien die Zeit immer noch nicht reif.

Schlagartig änderte sich das, sobald Gelehrte im 19. Jahrhundert eine viel schärfere Funktionsbestimmung grammatischer Kategorien nach dem Muster der nun erheblich weiterentwickelten griechisch-lateinischen Syntax wagten.<sup>31</sup> So nahmen sie Abschied von der übersetzungsorientierten Morphosyntax und Satzlehre früherer Grammatiken, die Beispielformen zwar lateinische Wiedergaben beigesellten, aber kaum zu präzisen Funktionsanalysen vorstießen. Dank der beherrschenden Stellung des altsprachlichen Unterrichtes verfügten die Orientalisten dennoch über eine gemeinsame Referenzgröße, die den Vergleich erleichterte und zudem den begrifflichen Aufwand reduzierte. Schließlich entsprach es eher ihrem positivistischen Denken, zur Erklärung von Fakten auf scheinbar ähnliche Erscheinungen der Schulsprachen zu verweisen, als sich um abstrakte, metasprachliche Beschreibungen zu bemühen. Im Gegenzuge projizierten sie damit jedoch fremde Deutungsmuster auf diese Sprachen und riskierten folglich ein ungenaues Verständnis der Eigenbegrifflichkeit des Semitischen. Nirgends wird das so unmittelbar anschaulich wie beim Verbal-system. Bereits die Antike kannte Vorläufer dieses Verfahrens. Ein frühes Zeugnis für die Verwendung griechisch-lateinischer Funktions-

<sup>29</sup> Vgl. die Übersicht bei Bobzin 1992: 169-171.

<sup>30</sup> Fück 1955: 108-124; Strohmaier 1976.

<sup>31</sup> Vgl. den Abriß bei Wackernagel<sup>2</sup>1926: 26-34.

kategorien bietet Theodotion, der gegen Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts das hebräisch-aramäische Alte Testament wohl neu ins Griechische übertrug. In Dan 5,1, dem Beginn der Erzählung von Belsazars Gastmahl, zieht er das aramäische Partizip  $\eta\eta\psi$  zum finiten Verb in 5,2 und gibt den Satz im Griechischen wieder mit  $\kappa\alpha\lambda\ \pi\acute{\iota}\nu\omega\nu\ \beta\alpha\lambda\tau\alpha\sigma\alpha\rho\ \epsilon\acute{\iota}\pi\epsilon\nu$  „und trinkend befahl Belsazar“. Also nimmt er nach griechischem Vorbild für das Aramäische ein *participium coniunctum* an, das dort aber überhaupt nicht in gleicher Form existiert hat.<sup>32</sup>

Solche Kunstgriffe blieben für Jahrhunderte sporadisch; es war Heinrich Ewald (1803-1875), einer der Göttinger Sieben und zeitlebens entschiedener Gegner der preußischen Regierung, der eine neue Etappe der semitischen Grammatikschreibung einläutete. Erst kurz zuvor hatte Wilhelm Gesenius (1786-1842) die Grundlagen der modernen deskriptiven Hebraistik geschaffen. Ewald besaß nicht nur den Mut, 1837 gegen die Aufhebung des hannoverschen Staatsgrundgesetzes Widerspruch einzulegen und selbst nach seiner Rehabilitierung noch 1867 den Amtseid auf den preußischen König zu verweigern, sondern vollbrachte zudem die viel größere Heldentat, die semitische Grammatik, einschließlich der Syntax, von ihrer Umklammerung durch die Nationalphilologie zu befreien. Eine ganz außerordentliche Breitenwirkung entfaltete Ewalds Studium der semitischen Verbalsyntax, mit dem er die einschlägige neuzeitliche Forschung zur Gänze begründete. Schon in der Erstauflage seiner hebräischen Grammatik von 1828 legte er dar, daß semitische Verbalformen nicht einfach Zeitverhältnisse wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausdrücken können, sondern auch unabhängig von der jeweiligen Zeitstufe die Vollendung oder den Verlauf einer Handlung. Als Analogie diente ihm dafür die Opposition von Perfekt und Imperfekt im Lateinischen; daher bezeichnete er in der zweiten Auflage desselben Buches von 1835 die beiden wesentlichen Konjugationsformen des Semitischen mit diesen immer noch gern gebrauchten Begriffen. Einen solchen Unterschied im „Aspekt“, wie man seit dem Ende des 19. Jahrhunderts sagt, hatte weder die semitische noch die klassisch-antike Nationalgrammatik erkannt, sie alle sprachen von  $\chi\rho\acute{o}\nu\omicron\iota$  oder „Tempora“. Dieses uralte Verständnis schlägt sich auch in den Termini *præteritum* und *futurum* oder *præsens* nieder, die ältere Grammatiker wie Buxtorf, Erpenius und noch Gese-

---

<sup>32</sup> Gzella 2004: 125.

nus für die beiden Basiskonjugationen des Hebräischen, Aramäischen und Arabischen verwendeten.

Selbst wenn die mit der neuen Theorie anfangs verbundenen kulturpsychologischen Spekulationen über die Weltwahrnehmung der vermeintlich „primitiven Völker“ nicht mehr nachvollziehbar sind, ist diese Emanzipation von den herkömmlichen grammatischen Kategorien gar nicht hoch genug zu veranschlagen: Schließlich stellt die Frage nach den Funktionen der Verbalformen bis heute das zentrale Thema der semitischen Syntax schlechthin dar; gerade im Moment wird darüber heißer als je zuvor debattiert.<sup>33</sup> Wer Ewalds Konterfei in Wilhelm Raus *Indologenbildern* betrachtet,<sup>34</sup> wie es einem dort trotzig, verwegen und mit weit geöffneten Augen entgegenblickt, der kann gar nicht daran zweifeln, daß dieser überaus selbstbewußte Gelehrte mit diebischer Freude ahnte, welche Pandorabüchse er geöffnet hatte, welche Schwierigkeiten er künftigen Grammatikergenerationen hinterlassen sollte!

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts differenzierten sich die historischen Wissenschaften weiter aus, so daß aus der größtenteils fest institutionalisierten Biblexegese verschiedene orientalistische Einzeldisziplinen mit einem je eigenen Profil wie die Semitistik und die Islamkunde entstanden, danach auch die Keilschriftkunde. Auffallend viele Ewald-Schüler wie August Dillmann (1823-1894), Theodor Nöldeke (1836-1930) oder der Pionier der Junggrammatiker, August Schleicher (1821-1868), reiften zu den führenden Köpfen ihrer Wissensgebiete heran; für das Klassisch-Äthiopische und das Syrische verfaßten die beiden Erstgenannten die bis auf den heutigen Tag maßgeblichen Grammatiken. Sie mochten eine lebendige Erinnerung an die Einheit der Sprachwissenschaft bewahren, die noch ihr Tübinger Lehrer und andere seiner Zeitgenossen pflegten. Damit waren griechisch-lateinische und semitische Grammatikschreibung auch personell in einer Weise verzahnt, die eine Übertragung der mittlerweile ungleich feineren Funktionsbestimmungen aus den klassisch-antiken Sprachen auf die morgenländischen sehr beförderte: Erst Philologen wie Dillmann oder Nöldeke sprachen ganz zwanglos von *plusquamperfectum*, *perfectum historicum*, *praesens historicum*, *futurum instans*, *futurum*

---

<sup>33</sup> Ebd. 5-35.

<sup>34</sup> Rau <sup>2</sup>1982: 12.

*exactum*,<sup>35</sup> spätere auch von *perfectum gnomicum* und, seit Brockelmann, vom „Perfekt in Briefen“ nach dem Muster des lateinischen *perfectum epistolare*.<sup>36</sup> Parallel dazu führte man bei Bedarf entsprechende Neubildungen wie *perfectum propheticum* ein, die sich aber ganz an den üblichen Begriffsmustern orientierten.

Bald vergaßen die meisten Grammatiker, daß dies nur Analogien sein können, deren Gültigkeit erst unmittelbar am semitischen Befund überprüft werden muß und deren Benennungen auch im Lateinischen oft aus falschen sprachgeschichtlichen Beurteilungen hervorgegangen sind. So erweist sich etwa der Begriff *plusquamperfectum* als eine ausgesprochen unglückliche Wahl, weil die Präterita der „logischen Perfekta“ im Indogermanischen wie *noveram* zu *novi* ja keine relative Zeitstufe ausdrücken, obwohl sie mit Plusquamperfekt-Formen gebildet werden. Wer die betreffende Funktion meint, sollte also präziser „Vorvergangenheit“ sagen. Kaum befriedigender ist der Begriff *perfectum* für „historische“, also erzählende Verwendungen, weil im lateinischen Perfekt Aorist- und Perfektsystem zusammengefloßen sind, das erste aber mit der eigentlichen „Perfektfunktion“, dem Resultativ, nichts zu tun hat.

Zum methodischen Vorbild der Philologie überhaupt avancierte jedoch mehr und mehr die Indogermanistik – einmal wegen des hohen kulturellen Ansehens ihrer Hauptsprachen Griechisch, Indisch und Iranisch, zum anderen, weil erst die frühe Aufspaltung des Indogermanischen in sich unabhängig voneinander weiterentwickelnde, jeweils reich bezeugte Sprachzweige eine wirklich historisch-vergleichende Perspektive zuläßt. Auf eine solche richtete sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts nahezu die gesamte Wissenschaft mit einem ungeheuren Schwung aus: Darwins Evolutionsbiologie, die Editionstechnik, Religions- und Brauchtumskunde sowie eben auch die Philologie suchten an Hand der je eigenen Gegenstände, mit Hilfe vergleichbarer Methoden, Paradigmen und Metaphern, die Entwicklung der vielgestaltigen Einzelformen stammbaumartig bis zu einem Archetyp zurückzuverfolgen.<sup>37</sup> Auf Grund der Entsprechungen von Lauten begann man, die einzelsprachlich auseinanderentwickelten Formen ihrem gemeinsamen

<sup>35</sup> Dillmann <sup>2</sup>1899: §§88-90; etwas vorsichtiger: Nöldeke-Schall 1966: §§255-280.

<sup>36</sup> Brockelmann 1913: §77ca.

<sup>37</sup> Gzella 2004: 24-25.

Ursprung zuzuführen. Dieser historische Positivismus beschleunigte die Entstehung einer differenzierten Phonologie, deren Präzision auch den Individualgrammatiken sehr zugute kam: Begriffe wie Ablaut, Akzent, Lautgesetz, Lautverschiebung oder von der phonologisch hochentwickelten indischen Nationalgrammatik geprägte Benennungen wie Sandhi und Svarabhakti (heute sagt man dafür meist Epenthese oder Sproßvokal) sind Gemeingut jeder philologischen Disziplin geworden. Der Semitistik steht die junge Indogermanistik als sprachvergleichendes Fach natürlich schon allein deshalb am nächsten, weil beide sich – um Wilhelm von Humboldts Typologie aufzugreifen – flektierenden Sprachfamilien widmen, die strukturellen Analogien also enger sind als etwa im Vergleich zu agglutinierenden Sprachen wie Finnisch oder Türkisch.

Allerdings lag es in der Natur der Sache selbst, daß die Semitistik hier kaum Schritt halten konnte, und wohl weniger in der Auslastung ihrer Vertreter durch Fragen der Assyriologie, Biblexegese oder Islamwissenschaft. Denn die Schulsprachen Hebräisch, Arabisch, Biblisch-Aramäisch sowie Syrisch (als Vertreter des Aramäischen) und Äthiopisch repräsentieren sehr unterschiedliche Gruppen oder, um im gängigen Bild zu bleiben, „Sprachzweige“. Sie lassen sich nur schwer in eine historische Beziehung zueinander setzen, solange nicht entsprechende Vorstufen Entwicklungsprozesse anzeigen. Nur in seltenen Einzelfällen konnte die Semitische Philologie von sich aus etwas zur gemeinlinguistischen Terminologie beisteuern, wie die Begriffe „Wurzel“ und „Schwa“ (zu deutsch: „Murmelvokal“ oder, präziser, „Zentralvokal“). Oft verkümmerten aber wertvolle Einsichten in die Beschränkungen der eigenen Fachwörter in den Fußnoten gelehrter Auseinandersetzungen, so Bernhard Stades (1848-1906) berechtigtes Plädoyer für „starrer“ und „gewöhnlicher“ Infinitiv statt *infinitivus absolutus* und *infinitivus constructus*.<sup>38</sup> Der treffliche Stade war es auch, der als erster die ursprünglich zweikonsonantige Natur einiger Verbalparadigmen zu beweisen suchte, etwa der von ihm „mittelvokalig“ genannten „hohlen Wurzeln“ wie *qāma*. Trotz der Fürsprache Nöldekes ist diese Einsicht lange nicht aufgegriffen worden; die Voraussetzungen für eine streng historische Semitistik fehlten ja weitestgehend. Deshalb verwundert es kaum, daß sich vergleichend arbeitende Forscher wie

---

<sup>38</sup> Stade 1879: §618. Die älteren Termini hatte bereits Ewald <sup>8</sup>1870: §237a kritisiert.

Paul de Lagarde (1827-1891) und Jacob Barth (1851-1914) darauf beschränkten, sprachgeschichtliche Entwicklungen allein an Hand rein logischer Deduktionen von Grundbedeutungen aus einzelnen Formkategorien und daher ahistorisch zu erklären.

Mit ungleich besseren Ergebnissen machte Carl Brockelmann (1868-1956) verschiedene Errungenschaften der Indogermanistik in der Semitistik heimisch, adaptierte deren Transkriptionsweise und deren Fachbegriffe. Jedoch bleibt auch sein monumentaler *Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen* (1908-1913) eine Schatzkammer isolierter einzelsprachlicher Fakten. Das Bemühen um grundsprachliche Rekonstruktionen und Zusammenhänge, möglichst auch mit Blick auf den weiteren afroasiatischen Kontext des Semitischen, ist weiterhin eine wichtige Herausforderung.<sup>39</sup> Ihr haben sich erst Otto Rössler (1906-1991) und sein Schüler Rainer Voigt unter größerem Erfolg stellen können, weil sie ebenso die Sprachen der hamitischen Schwestergruppen wie das Berberische oder das Ägyptische berücksichtigen. Auf Grund dieser Voraussetzungen dürfte das Gespräch zwischen Semitistik, Indogermanistik und neuerdings auch Allgemeiner Sprachwissenschaft in Zukunft noch enger werden.

Unterdes begann am Horizont schon eine neue Zeit zu wetterleuchten. Denn die Erschließung des Materials, das die großen Orientreisenden wie Julius Euting (1839-1913)<sup>40</sup> oder Eduard Glaser (1855-1908)<sup>41</sup> sowie die Ausgrabungskampagnen während der letzten paar Jahrzehnte zutage gefördert hatten, warf nahezu täglich mehr Licht auf die Geschichte der altsemitischen Völker. Einerseits ließ die ab dem Jahre 1857 im wesentlichen anerkannte Entzifferung der Keilschrift nicht nur eine versunkene Hochkultur aus dem Staub erstehen, sondern schenkte der Philologie nach und nach Berge von Texten in der bislang ältesten semitischen Sprache, dem Akkadischen. Dazu dokumentierten andererseits zahlreiche Inschriften in den verschiedenen älteren kanaanäischen, aramäischen, altsüdarabischen sowie frühnordarabischen Dialekten Vorstufen der kanonischen Schulsprachen und machten ihr Werden verständlich. Schließlich erlaubte es die Wiederentdeckung des von einzelnen Minderheiten noch gesprochenen Neuarabischen und die mittlerweile „salonfähige“ Erforschung der arabi-

<sup>39</sup> Huehnergard 1996: 258.

<sup>40</sup> Vgl. Healey 2004.

<sup>41</sup> Für eine biographische Skizze siehe Müller 2002.

schen Dialekte, der modernen Äthiosemitica und seit dem Ende des 19. Jahrhunderts auch des Neusüdarabischen, die sprachlichen Linien bis in die Gegenwart auszuziehen.

Bereits die nachfolgende Generation machte sich daran, die Ernte dieser Goldgräberzeit einzufahren. Als exemplarische Gestalt markiert der hochbegabte, eigenwillige Hans Bauer (1878-1937) den Übergang der Semitistik zur Moderne. Bauer, aus einfachsten fränkischen Verhältnissen stammend, ist der gelehrten Welt vor allem als Entzifferer des Ugaritischen bekannt, wobei einschlägige Überblicksdarstellungen zur Geschichte der Semitischen Philologie ihn gern übergehen.<sup>42</sup> Er kam ursprünglich von der neuscholastisch geprägten Katholischen Theologie, die er als Zögling des *Collegium Germanicum* in Rom studiert hatte. Während seines orientalistischen Weiterstudiums verweigerte er aber den Antimodernisteneid, legte sein Priesteramt nieder und verließ die Kirche, deren Offenbarungsbegriff er ablehnte. Wie nur wenige andere verband er glänzende Kenntnisse der semitischen Epigraphik mit einem ungewöhnlich scharfen kombinatorischen Verstand und einem weitausgreifenden spekulativen Interesse. Diese Fähigkeiten und Neigungen stellte er nahezu ganz in den Dienst der historischen semitischen Grammatik. So konnte er beispielsweise die Vielgestaltigkeit der Bildungen bei den unregelmäßigen Verba erweisen und dadurch nuanciertere Deutungen, wie sie am obigen Fallbeispiel versucht wurden, die Bahn brechen.<sup>43</sup> Zusammen mit seinem schwedischen Fachkollegen und Freund Pontus Leander (1872-1935) versuchte er in zwei großen Grammatiken des Hebräischen und Biblisch-Aramäischen konsequent, Erscheinungen der jüngeren Sprachstufen an Hand des typologisch älteren Akkadischen einzunorden und ihre Genese zu verstehen. Das gelang vor allem deshalb nicht immer, weil manche Unklarheiten der Keilschrift zu Fehlschlüssen führten. Dennoch behaupten sich viele seiner Lösungen alter Rätsel bis heute, etwa die Genusinkongruenz bei den semitischen Zahlwörtern für drei bis zehn.<sup>44</sup> In seinen etymologischen Miszellen holte er sogar noch weiter aus und überwand das dreiradikalige Grundmodell dergestalt, daß er

<sup>42</sup> Selbst in dem profunden und im übrigen äußerst lesenswerten Abriß von Huehnergard (2002) kommt er nicht vor.

<sup>43</sup> Vgl. Bauer 1912a: 106-114, dessen Vermittlung zwischen Bi- und Triradikalismus sich auch Brockelmann (1913: vi) zueigen machte.

<sup>44</sup> Bauer 1912b.

auch vermeintliche Primärnomina wiederum in ihre Bestandteile zerlegte.

Diese teils ausgesprochen avantgardistischen Thesen gingen durch die Feuerprobe einer heftigen, nicht immer sachlich geführten Auseinandersetzung. Wenn auch ihr Urheber dabei einige Federn lassen mußte, konnte sich doch in der Folgezeit eine wirklich historische Semitistik etablieren. Mit seiner Theorie der Sprachmischung im Hebräischen, wiewohl im Detail unhaltbar, wies er darauf hin, daß sich auch schon entwickelte Sprachen gegenseitig erheblich beeinflussen können. Es kommt also nicht bloß auf eine genetische Verwandtschaft von Sprachen an, wie eine bis in die jüngste Gegenwart verbreitete, aber sehr naive Anwendung des „Stammbaummodells“ glauben machen will. Tatsächlich wurzelt überdies die Hypothese vom Hebräischen als Mischsprache in der durchaus korrekten Beobachtung, daß seine überlieferte masoretische Erscheinungsform unter einem starken aramäischen Einfluß steht; der entscheidende Irrtum liegt allein darin, diesen zweifellos „gemischten“ Befund auf das ursprüngliche Hebräisch zurückzuprojizieren. Radikaler als andere wollte Bauer schließlich das Leitband der herkömmlichen Terminologie zerreißen, ohne es doch durch ein überzeugendes Gegenstück ersetzen zu können. Immerhin schuf er mit den idiosynkratischen Benennungen „Nominal“ und „Aorist“ für „Perfekt“ und „Imperfekt“, die mit den geschichtlichen Voraussetzungen seiner neuen Interpretation des Verbalsystems unvereinbar schienen, Zeugen eines Bemühens um historisch angemessenere sowie weniger funktionstheoretisch vorbelastete Begriffe. Durch den Rückgriff auf denselben Rahmen, nämlich die griechisch-lateinische Grammatiktradition, schlug er gleichzeitig eine terminologische Brücke. Eben solches tut auf eine andere Weise auch, wer die gegenwärtig beliebten, aber nicht ganz exakten Bezeichnungen „Afformativ-“ und „Präformativkonjugation“ verwendet.

Von Bauers Forschungsinteressen bleibt jedoch das Ugaritische, die Hochsprache eines syrischen Stadtstaates um die Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, eines der wichtigsten. Er benötigte für die eigentliche Entzifferung zwar nur vier Tage, aber Erschließung und Auswertung selbst des rein sprachlichen Materials dauern bis heute an, von den damit verbundenen kultur- und sozialgeschichtlichen Einsichten ganz zu schweigen. Als bislang ältester in Texten greifbarer Vertreter desselben Sprachtyps, der auch dem Hebräischen, Aramäischen und Klassisch-Arabischen zugrundeliegt, offenbart das Ugaritische

Kapitalfehler herkömmlicher semitischer Grammatikschreibung. Paradigmatisch verdeutlicht das die traditionelle Einteilung der Verbalkategorien in „Tempora“ und „Modi“. Dazu zwei schlagende Beispiele: Das Klassisch-Arabische, das seinen ursprünglichen Sprachtyp reiner bewahrt hat als etwa das Hebräische und das Aramäische, bildet vom „Imperfekt“-Stamm drei eigenständige Formen aus. Dabei gilt das „Imperfekt“ *yaktubu* als „Tempus“, dagegen die auch im Hebräischen und Aramäischen noch erhaltene Kurzform *yaktub*, der sogenannte „Apokopat“, und der „Subjunktiv“ *yaktuba* als vom „Imperfekt“ abgeleitete „Modi“ zum Ausdruck nicht-indikativischer Bedeutungsnuancen.<sup>45</sup> Dieselbe Überzeugung spiegelt bereits die alte, aus der arabischen Nationalgrammatik übernommene und græcisierende Benennung „Apokopat“. Denn die mittelalterlichen Grammatiker vermuteten, daß zu seiner Bildung der Auslautvokal /-u/ des „Langimperfektes“ *yaktubu* „abgeschnitten“ (ἀποκόπτειν) worden sei. Genau das Gegenteil ist richtig: Dank dem Ugaritischen läßt sich besagte Form als uraltes Erzähltempus erweisen, das morphologisch und funktional dem Präteritum *iprus* des Akkadischen entspricht. Auf dieser typologisch ältesten Stufe aber haben die beiden anderen Erscheinungsweisen des „Imperfektes“ noch gar nicht existiert, sondern sind selber erst aus einem erweiterten „Kurzimperfekt“ entstanden.

Suggeriert nun der Begriff „Apokopat“ eine falsche Herkunft der betreffenden Formkategorie, weckt der Terminus „Subjunktiv“ andererseits Mißverständnisse hinsichtlich der zugrundeliegenden Funktion. Er läßt nämlich vermuten, daß die Form *yaktuba* nichts anderes als einen untergeordneten Nebensatz bezeichne und somit eine bloß syntaktisch erforderliche Modifikation des Tempus „Imperfekt“ sei. Eine ganz analoge Fehldeutung hat bereits in der griechisch-lateinischen Grammatik überhaupt erst die Benennungen ὑποτακτική, und *coniunctivus* oder *subiunctivus* hervorgebracht.<sup>46</sup> So wird der mutmaßliche „Subjunktiv“ zwar im Klassisch-Arabischen gebraucht, doch zeigen Vertreter desselben Sprachtyps im zweiten vorchristlichen Jahrtausend, daß eine solche Form dort einst auch in Hauptsätzen stehen und eine im weitesten Sinne optativische Funktion wahrnehmen konnte. Nebenbei sei die Bemerkung gestattet, daß sich für die ebenfalls als „Modi“ bezeichneten „Energici“ – faktisch sind es um /-an/ oder /-anna/ erwei-

<sup>45</sup> Brockelmann 1913: §§74.80; ders. <sup>14</sup>1960: §36; vgl. Gray 1934: §342.

<sup>46</sup> Wackernagel <sup>2</sup>1926: 240.

terte „Imperfekta“ – bei aller Affinität zu den häufig damit verbundenen Pronominalsuffixen doch keine eigenen Funktionen feststellen lassen, wie der herkömmliche Name insinuiert; sie mögen einfach Varianten mit größerer Schallfülle gewesen sein. Es wäre demnach wirklich Zeit für ein semitistisches Gegenstück zu dem Begriffswörterbuch, von dem der Indogermanist Karl Brugmann schon 1909 geträumt hat.

Freilich stellt die kritische Prüfung grundsätzlicher Termini im Lichte sprachhistorischer Forschung nur eine Aufgabe der semitistischen Moderne dar. Noch weiter reicht das dringende Bedürfnis, grammatische Funktionskategorien an Hand sprachlicher Universalien neu zu überdenken. Schon Bauer pflegte sich bei den verschiedensten Sprachen der Welt, darunter auch dem Malaiischen und dem Chinesischen, Rat zu holen (sein Sohn Wolfgang Bauer widmete sich dann ganz den Ostasiatischen Philologien; von 1963 bis zu seinem Ruf nach München 1967 hatte er den neugegründeten sinologischen Lehrstuhl in Heidelberg inne). Damit präludiert er diesen unter dem Namen Typologie mittlerweile strenger systematisch gehandhabten Ansatz. Denn die weitaus meisten aller heute bekannten Sprachen waren noch vor einigen Jahrzehnten der Wissenschaft nicht zugänglich. Gleichzeitig hat die Allgemeine Linguistik nach de Saussure ein theoretisches Handwerkszeug geschaffen, das die Analyse von Struktursystemen unabhängig vom Rahmen der griechisch-lateinischen Schulgrammatik erlaubt und, wie die Soziolinguistik, nach einer Einbindung der Sprache in Gesellschaftsbereiche fragt.

Mithin besteht erst jetzt die Möglichkeit, auf der Grundlage einer breiten empirischen Basis an Sprachbauplänen übergreifende Tendenzen mit ihren Zusammenhängen aufzuzeigen und zu durchdringen. Deren Ergebnisse bereichern auch die einzelsprachliche Beschreibung in höchstem Maße: Vor einigen Jahrzehnten konnte der Slavist Erwin Koschmieder (1895-1977) durch einen übergreifenden Vergleich den sogenannten „Koinzidenzfall“ als eigene Kategorie ermitteln, indem er bewies, daß viele Sprachen, darunter die älteren semitischen, nicht-präsentische Formen bevorzugen, um den Zusammenfall von einem Sprechakt und der dadurch bezeichneten Handlung auszudrücken, wie bei dem Satz: „Hiermit ernenne ich Sie zum Minister“. Bis dahin hatte die Linguistik dieses Konzept gar nicht erkannt, folglich kommt es in den älteren Grammatiken nicht vor. Erst vor wenigen Jahren gelang mit der „Evidentialität“ eine weitere Entdeckung: Manche Sprachen setzen im Formengebrauch einen Unterschied an, ob ein Sprecher sich

bei seiner Aussage auf Augenzeugenschaft beruft (direkte Evidentialität) oder auf vermitteltes Wissen (indirekte Evidentialität). Im Deutschen läßt sich das nur mit Adverbien wie „offensichtlich“ oder „angeblich“ nachbilden.<sup>47</sup> Hier wird wiederum die Frage nach Vergleichbarkeit und Unvergleichbarkeit von Sprachbausystemen virulent.

Eine solche Verbindung von breiterer Empirie und einem schärferen theoretischen Zugriff verleiht einmal der historischen Linguistik eine neue Tiefe. Denn sie läßt Gründe und Mechanismen des Sprachwandels wie Analogie, Reanalyse und Sprachkontakt deutlicher erkennen. Zum anderen dient sie der einzelsprachlichen Beschreibung und damit auch ganz unmittelbar dem Verstehen von Texten. Sie weitet nämlich den Blick für zuvor nicht erkannte Ausdrucksmöglichkeiten und Zusammenhänge; dabei kommt sie schnell ins Gespräch mit der Literatur- und der Kommunikationswissenschaft, wie die heute populäre Diskurspragmatik zeigt. So gelangen neue Einsichten etwa in die Asymmetrie von Form und Funktion: Die klassische, gleichsam „cartesische“ Linguistik geht davon aus, daß jede grammatische Kategorie nur eine einzige Grundfunktion haben könne. Doch vermögen beispielsweise die älteren semitischen Sprachen trotz ihrer relativen Armut an verschiedenen Verbalformen sehr wohl zeitliche und logische Verhältnisse differenziert auszudrücken. Sie sind also im Vergleich zu flexionsreicheren Sprachen keinesfalls primitiv. Weil aber die einzelne Form durch Mehrdeutigkeit überfrachtet wird, entscheiden häufig der syntaktische Zusammenhang und die literarische Gattung, welche der möglichen Funktionen in einem bestimmten Fall dominiert. Es wäre ein interessanter Beitrag gerade der Semitistik zur Allgemeinen Sprachwissenschaft, wenn sie weitere Aufmerksamkeit auf diesen Umstand lenken könnte. Vielleicht hätte sie damit die Gelegenheit, einen kleinen Teil ihrer Schuld gegenüber anderen philologischen Disziplinen zu tilgen, von denen sie im Verlauf der Jahrhunderte, wie zu sehen war, so viel empfangen hat.

### Literatur

Bauer, Hans. 1912a. „Mitteilungen zur semitischen Grammatik“, *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 66, 103-114.

---

<sup>47</sup> Gzella 2004: 205-215.276-280.

- Bauer, Hans. 1912b. „Noch einmal die semitischen Zahlwörter“, *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft* 67, 267-270.
- Bauer, Hans und Pontus Leander. 1922. *Historische Grammatik der hebräischen Sprache des Alten Testaments*. Halle an der Saale: Niemeyer. Nachdruck Hildesheim 1991: Olms.
- Beyer, Klaus. 1969. *Althebräische Grammatik. Laut- und Formenlehre*. Göttingen: Vandenhoeck&Ruprecht.
- Bobzin, Hartmut. 1990. „Guillaume Postel (1510-1581) und die Terminologie der arabischen Nationalgrammatik“. In: *Studies in the History of Arabic Grammar II. Proceedings of the 2nd Symposium on the History of Arabic Grammar, Nijmegen 27 April – 1 May 1987*. Studies in the History of the Language Sciences 56. Herausgegeben von K. Versteegh und M. Carter, 57-71. Amsterdam/Philadelphia: John Benjamins.
- Bobzin, Hartmut. 1992. „Geschichte der arabischen Philologie in Europa bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts“. In: *Grundriß der arabischen Philologie. Band III: Supplement*. Herausgegeben von W. Fischer, 155-187. Wiesbaden: Reichert.
- Bobzin, Hartmut. 1994. „Miscellen zur Geschichte der Äthiopistik“. In: *Festschrift Ewald Wagner zum 65. Geburtstag. Band 1: Semitische Studien unter besonderer Berücksichtigung der Südsemitistik*. Beiträger Texte und Studien 54. Herausgegeben von W. Heinrichs und G. Schoeler, 82-101. Stuttgart: Steiner.
- Brockelmann, Carl. 1908-1913. *Grundriß der vergleichenden Grammatik der semitischen Sprachen*. 2 Bände. Leipzig: Reuther&Reichard. Nachdruck Hildesheim 1961 u.ö.: Olms.
- Brockelmann, Carl. 1960. *Arabische Grammatik*. 14.A. Leipzig: Verlag Enzyklopädie.
- Brugmann, Karl. 1909. „Ein Wörterbuch der sprachwissenschaftlichen Terminologie“, *Germanisch-romanische Monatsschrift* 1, 209-222.
- Burnett, Stephen G. 1996. *From Christian Hebraism to Jewish Studies. Johannes Buxtorf (1564-1629) and Hebrew Learning in the Seventeenth Century*. Studies in the History of Christian Traditions 68. Leiden: Brill.
- Dillmann, August. 1899. *Grammatik der äthiopischen Sprache*. 2.A. Leipzig: Tauchnitz.
- Emmel, Stephen. 2004. „Coptic Studies Before Kircher“. In: *Coptic Studies on the Threshold of a New Millennium I*. Orientalia

- Lovaniensia Analecta 133. Herausgegeben von M. Immerzeel und J. van der Vliet, 1-11. Leuven: Peeters.
- Ewald, Heinrich. 1831-1833. *Grammatica critica linguæ arabicæ cum brevi metrorum doctrina*. 2 Bände. Lipsiæ: Hahn.
- Ewald, Heinrich. 1870. *Ausführliches Lehrbuch der hebräischen Sprache des Alten Bundes*. 8.A. Göttingen: Dieterichsche Buchhandlung.
- Fleisch, Henri. 1956. *L'Arabe Classique. Esquisse d'une Structure Linguistique*. Beyrouth: Imprimerie Catholique.
- Frede, Michael. 1987. „The Origins of Traditional Grammar“. In: ders., *Essays in Ancient Philosophy*, 338-359. Oxford: Clarendon Press.
- Fück, Johann. 1955. *Die arabischen Studien in Europa bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Gray, Louis H. 1934. *Introduction to Semitic Comparative Linguistics*. New York: Columbia University Press. Nachdruck Amsterdam 1971: Philo Press.
- Gzella, Holger. 2004. *Tempus, Aspekt und Modalität im Reichsaramäischen*. Akademie der Wissenschaften und der Literatur · Mainz. Veröffentlichungen der Orientalischen Kommission 48. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Healey, John. 2004. „'Sicherheit des Auges': The Contribution to Semitic Epigraphy of the Explorer Julius Euting (1839-1913)“. In: *Biblical and Near Eastern Essays. Studies in Honour of Kevin J. Cathcart*. Journal for the Study of the Old Testament Supplement Series 375. Herausgegeben von C. McCarthy und J. F. Healey, 313-330. London/New York: T&T Clark.
- Huehnergard, John. 1996. „New Directions in the Study of Semitic Languages“. In: *The Study of the Ancient Near East in the Twenty-First Century*. Herausgegeben von J. S. Cooper und G. M. Schwartz, 251-272. Winona Lake: Eisenbrauns.
- Huehnergard, John. 2002. „Comparative Semitic Linguistics“. In: *Semitic Linguistics: The State of the Art at the Turn of the Twenty-First Century*. Israel Oriental Studies 20. Herausgegeben von S. Izre'el, 119-150. Winona Lake: Eisenbrauns.
- Lidzbarski, Mark. 1898. *Handbuch der nordsemitischen Epigraphik nebst ausgewählten Inschriften*. 2 Bände. Weimar: Felber. Nachdruck Hildesheim 1962: Olms.

- Littmann, Enno. 1930. Rezension zu: H. Bauer und P. Leander, Kurzgefaßte Biblisch-Aramäische Grammatik. *Orientalistische Literaturzeitung* 33, 449-451.
- Moscatti, Sabatino (Hrsg.). 1964. *An Introduction to the Comparative Grammar of the Semitic Languages. Phonology and Morphology*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Müller, Walter W. 1978. „Hebräische und chaldäische Studien“. In: *Wilhelm Schickard 1592-1635. Astronom, Geograph, Orientalist, Erfinder der Rechenmaschine*. *Contubernium* 25. Herausgegeben von F. Seck, 49-108. Tübingen: Mohr.
- Müller, Walter W. 2002. „Der böhmische Südarabienreisende Eduard Glaser (1855-1908) und seine Bedeutung für die Erforschung des antiken Jemen“, *Schriften der Sudetendeutschen Akademie der Wissenschaften und Künste* 23, 195-220.
- Nöldeke, Theodor. 1966. *Kurzgefaßte syrische Grammatik*. Bearbeitet von A. Schall. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Rau, Wilhelm. 1982. *Bilder 135 deutscher Indologen*. Glasenapp-Stiftung, Band 23. 2.A. Stuttgart: Steiner.
- Soden, Wolfram von. 1995. *Grundriß der akkadischen Grammatik*. *Analecta Orientalia* 33. 3., ergänzte Auflage unter Mitarbeit von Werner R. Mayer. Roma: Editrice Pontificio Istituto Biblico.
- Stade, Bernhard. 1879. *Lehrbuch der hebräischen Grammatik. Erster Teil: Schriftlehre, Lautlehre, Formenlehre*. Leipzig: Vogel.
- Strohmaier, Gotthard. 1976. „Johann Jacob Reiske – Byzantinist und Arabist der Aufklärung“, *Klio* 58, 199-209.
- Strothmann, Werner. 1971. *Die Anfänge der syrischen Studien in Europa*. Göttinger Orientforschungen I/1. Wiesbaden: Harrassowitz.
- Tropper, Josef. 2000. *Ugaritische Grammatik*. *Alter Orient und Altes Testament* 273. Münster: Ugarit-Verlag.
- Voigt, Rainer M. 1988. *Die infirmen Verbaltypen des Arabischen und das Biradikalismus-Problem*. Akademie der Wissenschaften und der Literatur · Mainz. Veröffentlichungen der Orientalischen Kommission 39. Stuttgart: Steiner.
- Wackernagel, Jacob. 1926. *Vorlesungen über Syntax mit besonderer Berücksichtigung von Griechisch, Lateinisch, Deutsch*. Erste Reihe. 2.A. Basel: Birkhäuser. Mehrere Nachdrucke.